

(Nachdruck verboten.)

101

Der Wittiber.

Von Ludwig Thoma.

Da er mit der Bederhose im Bett gelegen war, mußte der Schormayer nur in die Pantoffel schliefen (schlürfen) und war schnell in der Küche. Sinterm Herde stand unordentlich gefamnt die Ursula; ihre Stirne war in viele Falten gezogen, und ihre Augen flackerten; auf dem Boden lagen die Scherben einiger Töpfe, und der blecherne Milchkübel zeigte eine große Dulle, und daneben war reichlich Milch verschüttet.

„Was is?“ fragte der Bauer.

„Ja, was is? I that no frag'n, wann i du waar! De Boas (Sau), de miserablige, kimmt da ganz frech eina, und wie'r i ihr sag, daß f' auf da Stell packa soll, lacht sie no ganz frech; und du bist da it Herr, sagt sie, und dös müass'n mi erst seh'n, was da Baua thuat, hat sie g'lagt. Und was? sag i; seh'n willst du was, sag i, dös sell kost d' seh'n, hab i g'lagt, daß i dir oane nei'hau, hab i g'lagt, du Habern, du Schlampe (schmieriges Weibsbild), du aus'schamta, sag i, du . . .“

„Daß di no net gar a so aus!“ unterbrach sie der Schormayer.

„Ja da soll mi vielleicht no staad sei, bal mi so was siecht, und der Habern derset si gar no aufmandeln (aufspielegen)! Aba i hon ihr 's zoagt, ob sie frech sei derf.“

„Daß du grob bist, dös woach mi so,“ sagte ihr Vater und schaute die Scherben an.

„Mit dera geh i no ganz anderst um, bal f' no amal eina kimmt.“

„So? Bist du Herr da herin?“

„Dös is mir iuricht. I leid 's amal it.“

„Net?“

„Na! Und koa Stund bleib i mehr mit dem Schlampe in oan Haus.“

„Du, laß da 's g'lagt sei: wann' d' mit mir redst, nacha plärst it a so!“

„Und i schrei amal! Und vo mir aus hört 's de ganz Nachbarschaft, und des ganz Dorf derf 's hör'n, wie 's bei ins anageht!“

„Sei staad, sag i dir!“

„Net hin i staad; und von so oan, als wie du bist, laß i mir 's Mäu gar it biaf'n.“

„Was?“

„Ja, von so oan! Wui Deifl!“

Schier hätte Ursula, die sich in sinnloser Wut heiser schrie, ausgepußt; aber da sah sie noch, wie ihr Vater seine Hand aufzog, und sie hielt schüßend einen Arm vors Gesicht und duckte den Kopf nieder.

Der Schormayer ließ die Hand sinken.

„Siehst,“ sagte er ruhig, „wann di du jekt net a so braucht häst, nacha häst i de Penzi auszahlt, und sie waar furt ganga. Aba jek bleibt f' bis Nachtmeß.“

„Dös will i seh'n.“

„Dös siecht scho, du Malafistkramp'n, du; und grad weils d' du a so plärst hofst, bleibst f' jekt!“

„Na kost ja heunt Nacht wieda aufschiasa dazua!“

„Mueß i di frag'n, was i thoa derf?“

„Jatwoi, weil 's mi aa was o'geht, und weil 's a Schand is für ins all mitanand!“

„Kimmer di du um bei Schand; und dös mirkst da: was du willst, dös g'schiedt gar nial!“

„Na geh'n i!“

„Geh zua! Hab i di vielleicht bettelt, daß d' bleibst? Schau mir amal so was o! Machet dös Viech da herin in aller Fruah scho an Krach, daß ma 's drei Häuser weit hört, und schmeiher mei G'schir unanand, und nacha reißt sie 's Mäu geg'n ihr'n Bata auf!“

„Wann du mit Recht'n umgehst, sagt koa Mensch was!“

„Mitsammete, was i thua, is mei' Sach! Herr bin i, bastehst; und dös gang mir grad no o, daß i in mein Haus an Schpion hamn müast!“

„Da hat 's kan Schpion it braucht; du bist scho so auftrappt, daß ma di hör'n hat müass'n.“

„Wo dem werd it g'redt!“

„So? Da derset mi it red'n dabol!“

„Koa Wort werd it g'redt von dem! Und dös sag i dir: bal i was spann, daß du da was aus 'n Haus außi tragst, na schlag i di amal mit 'n Ochsenfiesel her! Du bist ma no lang it a' groß g'wach'n!“

Indem jetzt der Ursula keine richtige Antwort einfiel, setzte sie sich auf einen Hocker und fing hinter der vorgehaltenen Schürze gottesjämmerlich zu weinen an.

„So waar 's nacha, daß mi 's Kind von Haus waar und hätt' koa Recht umadum, und bal mi dös sagt, was amal wahr is, na that er gar sag'n, er schlägt oan' mit'n Ochsenfiesel; und d' Muatta bal no lebat, de schaugat scho . . .“

Dem Schormayer war es nicht gar zu wohl, und er ging zur Türe.

„Gel,“ sagte er, „jekt kost rot'n (weinen)! Zerst werd alls j'ammgriff'n vo lauta Muach, und nacha werd g'beant (geheult). Wie halt de Weibsbilder san, de damischen!“

Und damit ging er. Aber die Ursula war einmal im Zug und mochte nicht aufhören.

„Dös wenn d' Muatta wissat, wie 's bei ins zuageht, de hätt' ja im Grab aa no koan Muach, und is grad guat, daß f' nix woach und nix siecht vo dem Saustall und vo dera Schand . . .“

Sie merkte erst jetzt, daß der Vater nicht mehr in der Küche war, und trocknete sich mit der Hand ihr nasses Gesicht ab und schnupste auf, und dann griff sie nach dem Schürhaken und schaute gleich wieder fuchtsienfelnswild in die Welt.

„n Grind (Schädel) schlog i ihr no ei', dera!“ sagte sie.

Ja, die Weibsbilder!

Der Schormayer hielt die Hände verschränkt hinterm Rücken und ging in der Stube auf und ab. Noch was Dümmeres gibt 's nicht wie die Ziefern! Alles hätte mit Ruhe gesehen können, und die Penzi wäre heute noch ohne Aufsehen fortgekommen, und kein Wort hätte man darüber reden brauchen; aber nein! Es muß einen Kratwall geben, und aus der verschwiegenen Nacht muß die Dummheit ans Licht hingestellt werden, daß sie nur ja recht bredig ausschaut! Und geredet muß darüber werden, wo jedes Wort zu viel ist und alles erst aufrührt. Er hätte sich selber schon die Lebiten gelesen und aus der Geschichte seinen Merks (Lehre) genommen; aber von einen andern läßt man sich so was nicht unter die Nase reiben.

Herrgott! Wie das zuwider und dumm war! Stellt sich die Gans hin und kehrt den Schmutz zu einem rechten Hausen zusammen.

Bei der Magd bist gewesen in der Kammer! Zu der Magd bist hinaufgeschloffen in der Nacht!

O du Gall'n!

Wäre es gar nicht gegangen, daß man das Maul gehalten und bloß mit den Augen geklinzelt hätte? Ach weiß alles, versteht schon; aber . . . Dann war dem Respekt nicht weh getan; und wenn der Schiefing ausgezogen war, hätte die Wunde schön verheilen können.

So aber war das Kurieren schier nicht mehr möglich. Wenn er die Penzi wegschidte, schaute es aus, als hätte er reumütig der Tochter nachgegeben und sich von ihr zwingen lassen; und ob die Magd nach der Schimpferei sich still verziehen wolle, das war auch nicht gewiß.

Und wenn er sie bis Nachtmeß im Hause ließ, war die Geschichte erst recht nichts.

So oder so: die Namaschi war einmal da.

Wie das Sprichwort sagt: Lange Haar und kurzer Bestand, und immer das Maul voraus, und immer zuerst plärren und nachher erst zum Denken anfangen.

Wenn er die Penzi daliese — gelt, wie die in sich hineinlachen würde, aber doch nicht so heimlich, daß es die andere nicht sehen könnte und nicht alleweil wieder eine Ursach hätte zum Spektakel aufschlagen!

Ja, was tun?

Da hätte der Geschickteste eine harte Ruß zum Aufnacken! Und so einfach wär' es zu machen gewesen! Fein still und mit aller Ruhe.

Der Schormayer schaute zum Fenster hinaus. Gerade

fuhr die Benzi einen Schubkarren voll Mist auf den Dunghaufen.

„Aha! Die dachte gar nicht ans Gehen und tat ihre Arbeit wie jeden Tag.“

Jetzt leerte sie den Schubkarren um und sah zu ihm her. Er ging zurück und setzte sich auf die Ofenbank. Das war nichts, daß die Dirn noch bleiben sollte. Wer wußte denn, ob die zwei Weibsbilder nicht eines Tags im Hof zu rausen kämen, oder ob die Ursula vor dem Knecht ihre Worte in acht nehmen würde?

Ein Ausweg war vielleicht, die Benzi wegschicken, und gleich hinterdrein die Ursula. Die sollte nur zum Wasel nach Arnbach ziehen; eine Ausrede ließ sich schon finden. Hermann bald heiraten, und weg damit!

Der Schormayer konnte es anschauen, wie er wollte: es war jedenfalls das einzige, was sich noch tun ließ. Und mit der Benzi wollte er gleich reden.

Er stand resolut auf; und wie er hinausjah, fuhr sie gerade wieder mit dem Schubkarren aus dem Stall.

Er öffnete das Fenster und pfiff ihr.

„Benzi!“

Sie wandte das Gesicht lachend gegen ihn.

„Was is?“

„In a halb'n Stund, und bals d' mit der Arbet firtt bist, kimmst zu mir eina!“

„Was willst denn?“

„Dös sag i Dir nacha scho.“

Er schloß das Fenster.

Sein Sohn, der Venz, stand unter der Türe und schaute ihn mit groben, zornigen Augen an.

„Was hat denn mir d' Ursula g'sagt?“ fragte er schier drohend.

„Was moaß denn i, was Dir de g'sagt hat?“

„Is Dir nix bekannt?“

„Frag mi net a so aus! Gel? Dös is do mir ganz wurscht, was de sagt!“

„Aba mir it!“

„So? Na red no fleißi damit und stell die in d' Kuch'l und ratsch (schwäh)!“

„Da braucht's foa ratsch'n gar it! Dös is schnell g'sagt g'wen, was sie mir zu'n sag'n g'habt hat.“

„Lang oda kurz, — mir is wurscht.“

„Ja, Dir muas scho viel wurscht sei, wann Di Du gar nimma schamst und bei da Nacht umanandsteigt wie'r an alta Koda (Kater).“

„Goscht Du mi g'seh'n?“

„Na! Sinst hätt i's no bei da Nacht aufsi g'hauf, dös liiaderliche Mensch!“

„Val i di lass'n hätt, gel?“

(Fortsetzung folgt.)

Karl.

Eine Szene aus dem Kinderleben.

Von Hermann Conradi.

Der Knabe starrte noch immer mit weit aufgerissenen Augen in den Hofraum hinaus. Sein Blick flog das Weinspalier hinauf und suchte die rötlichen, halbreifen Trauben, die aus dem gelbgrünen, mit goldenen Sonnenlichtern hier und da bestreuten Laube lodend hervorlugten. Dann schweifte er über die Fässerlagen hinweg und blieb schließlich am Rollwagen haften, auf dem der Kater immer noch Sonntagskraft hielt, bald zu kurzem Schlafe einnickend, bald zu halber Stellung aufgerichtet, um mit der geschmeidigen Zunge eine graziose Fellolette vorzunehmen. „Sieh die Kabe, Vater! Die pußt sich auch!“

„Geh mal hin und streichle sie mal — du sollst sehen, wie sie pfaucht!“

Karl lief auf den Rollwagen zu. Aber ehe er bis hin gekommen, war der Kater schon mit einem mächtigen Satz herabgesprungen und durch eine kleine Oeffnung in der Niederlagstür, die eigens sein Portal war, in den Speicher gehuscht.

„Wieze ist ausgerissen, Vater!“ rief der Knabe und wollte zu seinem Vater zurücklaufen. Da fiel plötzlich sein Auge auf ein kleines Gespann, das mit seinen Hinterrädern aus einem von zwei größeren, nebeneinander liegenden Fässern und dem Erdboden gebildeten Unterschlupf hervorsah.

Karl bestaute erst ein paar Sekunden die Augen auf seine Entdeckung, dann blickte er sich und zog behutsam den Wagen hervor. Schließlich wickelte sich auch ein Pferd mit heraus, das leider keinen

Kopf mehr besaß. . . . Auch dem Wagen fehlte eines seiner Vorderäder. Er sah überhaupt schon gehörig abgenutzt aus. Ihre Besitzer, jedenfalls die beiden kleinen Enkel des Herrn Kommerzienrats, die da oben in der ersten Etage mit Papa und Mama beim Großvater wohnten — der junge Steinbein hatte eine Tochter vom Sozjus des Geschäftshauses geheiratet und sollte dereinst Alleinbesitzer der Firma werden, vorläufig lebte er meist auf Reisen — die Besitzer also des kleinen Fuhrwerks schienen mit demselben nicht gerade sanft umgegangen zu sein. Nun waren sie keiner wohl schon längst überdrüssig und hatten es achillos als Spielzeug, das seinen Beruf erfüllt, zwischen die Fässer geschoben. Da mochte werden aus ihm, was wollte. . . .

Karl betrachtete das verkrüppelte Ding mit halb scheuen, halb neugierigen, begehrlichen Augen. Nein! So etwas hatte er noch nie gesehen! Es mußte doch zu hübsch sein, mit dem Wagen im Hofe herumkutschieren zu können.

Ob er es wohl wagen dürfte? Er sah sich um. Es war niemand in der Nähe, der ihn hätte hindern können. Der Vater hatte sich wieder in seinen Schundroman vertieft und da oben im ersten Stock, da war ja auch keiner zu sehen. O ja! Er konnte es versuchen!

Karl beugte sich nieder und zog das kleine Gespann an dem Stückchen Leinen, das noch vom Krumpfe des Pferdes auslief, ein paar Schritte weiter in den freieren Hofraum. . . .

Dann ging es los. . . . Erst ganz langsam. . . . Der kleine Bursche sah sich öfter um, ob nicht etwa noch ein Rad abgefallen wäre. . . . Nein! Sie sahen noch alle drei fest daran. . . . Nun konnte er einen leichteren Trab wagen. . . . Leicht ward es ihm nicht. . . . Er kam bald ins Schwitzen und der Atem wurde kürzer und kürzer. . . . Er war nicht daran gewöhnt, so lange zu laufen, er, der gewöhnlich in seiner halbhellen Ede zu hoden pflegte. . . . Aber es machte ihm doch unbändigen Spaß, mit dem kleinen, klappernden Ding im Hof herumzujagen. . . . Und dabei war alles so still und einsam, zuweilen nur klirrte ein Pferd einmal im Stall und stampfte mit den Hufen gegen den Boden oder der Wind raschelte einmal in den Blättern, die der Vater da unter dem Torweg las. . . .

Das Klappern des Gespanns, das unter seiner Leitung frischweg über Stock und Stein hinstolperte, hörte Karl nicht. . . . Er ging ganz auf in dem Lustgefühl, ungestört und unbetrachtet von anderen neugierigen Augen, seinem Spiele nachhängen zu dürfen. . . . Wenn nur der Atem etwas länger aushielte! . . . Und die mit dem stärkeren Hervorbrechen des Schweißes steigende Müdigkeit des Körpers warf auch einen Schatten auf seine helle Kinderfreude. . . . Andererseits aber war es doch wieder zu schön, solch ein kleines, gefügiges Ding an der Hand haben und durch den ganzen Hof schleifen zu dürfen! . . . Und immer war noch kein weiteres Rad abgesprungen und das Pferd konnte auch ohne Kopf ganz brav laufen! . . .

Es war wirklich köstlich! . . .

Da nahm aber die Müdigkeit überhand. . . . Es flimmerte dem armen Jungen vor den Augen. . . . Sein Atem ging laut und rasselnd. . . . Sein Gesicht bedeckte eine tiefe Röte und die Beine zitterten ihm heftig. . . . Er konnte sich nur mit Mühe aufrecht erhalten. In dicken Tropfen perlte ihm der Schweiß von der Stirn, den ein abendlicher Windhauch schnell kühlte und kälte. . . . Dann ließ ein leises Frösteln behende über seinen Leib. . . . Aber drinnen im Leibe war es ihm heiß, glühend heiß. . . . Als sei da ein mächtiges Feuer angezündet, so war es ihm. . . . Die Haare hingen ihm, von kaltem Schweiß beträufelt, in Stirn und Wangen in langen, ausgegernten Strähnen. . . . Sein Puls ging schnell und die Stirne brannte heftig. . . .

Karl ließ die Leine aus den Händen, krampfhaft zusammengezogenen Fingern gleiten und lehnte sich an eine Fässerwand. . . . Vor seinen Augen wirbelte alles bunt durcheinander. . . . Es war ihm, als sähe er in einer Schaulel, die ihn auf und ab schwebte. . . . Alles, was im Hof lag, tanzte um ihn herum. . . . In den Rollwagen war plötzlich Leben gefahren — er toste in phantastischen Sprüngen einher, polterte über die Fässer, rempelte mit der Stange, die ein drohendes Aussehen annahm, als wollte sie jeden durchbohren, gegen die Mauern — gegen die Fässer, die wild durcheinanderpurzelten — von der Niederlagstaud machten sich die Nebenbäume los und tanzten dämonisch in der Luft herum, die rotblauen Traubchen waren zu dicken, blutroten Knollen aufgeschwollen und es gab ein impertinentes Pischen und Kreischen, wenn sie in dem rasenden Taumel die Luft peitschten, und plötzlich sah auf einer Niesenfrucht der Kater — sein Fell sträubte sich empor — es bauchte sich auf zu einem halbklugelförmigen Höcker, aus dem ein Wald kleiner, gleichsam verfeinerter Nagenzspitzen starrte — und jede Spitze trug ein rotes, flackerndes Flämmchen — und dann die grüngelb schillernden Augen des Katers selbst, die wie zwei große, unheimliche Flammen aus dem Berginnern herauszuleuchten schienen — und jetzt sprang das feuersprühende Ungetüm von Knolle zu Knolle — und da! — kam da nicht auf einem Fuß der Vater angeritten? — Er hatte eine riesige Stange in der Hand, die oben als Fährchen einen häßlich gelben Papierfchen trug — und mit dieser Stange fuchtelte er in der Luft herum, als wäre er betrunken — und jetzt sprang der Kater auf den gelben Papierfchen zu — und jetzt sah der flammenlobernde Berg auf dem Kopfe des Vaters und der lachte — lachte so grell — so schneidend — und der ganze Hof gellte mit — — und der Knabe mußte laut aufschreien — er fühlte, wie er niederglitt — noch einmal sprangen die Augen-

über empor — zum letztenmal schlug die wahnsinnig gewordene Welt da draußen in seine Seele — dann kamen die Schatten — dann kam die Nacht — es war alles tot, ausgelöscht — in schwarzer Finsternis untergegangen . . .

Der Vater war erschrocken aufgesprungen, als er den kurzen jähen Schrei seines Sohnes gehört . . . Im nächsten Augenblick stand er vor der zusammengebrochenen Gestalt . . . So stand er nun, nur ein paar winzige Sekunden, vornübergebeugt, leichenblaffen Gesicht, die eine Hand hielt noch ein herausgelöstes Blatt des Kolportage-Romans — die andere tastete instinktiv nach einem Fasse, um sich festzuklammern . . .

Doch da bückte er sich schon und hob mit bebenden Armen das ohnmächtige Kind in die Höhe. Er drückte es an die Brust, küßte es auf den Mund, rief es in wehmütigem, flehendem Tone mit allen möglichen Kosenamen, die ihm seine Angst, seine grenzenlose Aufregung eingab: „Karl! — Karlchen! — Was hast du denn gemacht, mein Liebling! — Ach Gott! Ach Gott! Deffne doch mal die kleinen Guckaugen! Na mach doch! . . . Willst du nicht, Karlchen?“ Und immer lauter und dringender wird seine Sprache — aber Karl liegt wie tot in seinem Arme — er rührt und regt sich nicht — die Arme hängen schlaff herab, die Augen sind fest geschlossen, ein paar große, dicke Tropfen eiskalten Schweißes laufen matten Ganges von der kleinen Stirn über die eingefallenen Wangen — der Puls geht ganz leise, kaum hörbar . . .

Nun steht der Vater in seinem kleinen, kühlen, lahlen Hausmannszimmer, in dem es so ungemütlich ist, wie in dem engen, dürftig möblierten „Wartesalon“ einer kleinen Bahnstation . . .

Er setzt seinen Knaben aufs Bett . . . Behutsam, ganz behutsam . . . Dann nimmt er vom Tisch ein bestäubtes Wasserglas — an der einen Stelle seines Randes war schon ein Stück herausgebrochen, das fast wie herausgebissen aussah — und läuft nach dem Hof zurück, um es am Brunnen mit frischem Wasser zu füllen . . .

Er ist zurück und besprengt nun die Stirn seines Kindes mit der kalten Flüssigkeit . . . Er streicht die Haare zurück und beneht auch die Schläfen . . . Dann schüttelt er es einige Male hin und her — und nun endlich schlägt Karl seine Augen auf — langsam, ganz langsam ziehen sich die Lider in die Höhe, um sogleich wieder zurückzufallen . . .

Aber der Junge hat die Augen doch wenigstens einmal geöffnet. — Der Vater läßt einen kleinen Teil seiner Angst fahren . . . Ein Hoffnungsflüßchen blüht wieder in ihm auf . . .

Aber was soll werden? Das Kind kann doch hier nicht liegen bleiben. Unmöglich! Es muß nach Hause — ins Bett! — unter die Obhut der Mutter! . . . Aber der Mann ist allein . . . Die Pflicht bindet ihn ans Haus . . . Um zehn Uhr erst kommt der Arbeiter, der heute hier schläft . . . Und jetzt geht es erst auf acht! Noch über zwei Stunden! . . . O Gott! . . .

Da schlägt Karl die Augen wiederum auf . . . Sie bleiben etwas länger geöffnet als vorher . . . Und auch der Blick ist schon weniger starr und teilnahmslos . . . Und da! — Bewegen sich da nicht die Lippen? Der Knabe bemüht sich, etwas zu sprechen . . . Aber er besitzt die Kraft nicht, die Worte deutlich und verständlich über die Lippen zu bringen . . .

„Rein Karl! Sag, willst Du was? . . .“

Der Blick des Knaben wird ein wenig intensiver . . . Die Gesichtszüge verlieren ihr apathisches Aussehen, sie nehmen eine leichte Spannung an, das Auge macht eine mehr angedeutete als ausgeführte Reigung . . .

„Trinken, ja?“

Wiederum ein mattes Nicken . . .

Der Vater nimmt das Glas und setzt es an die Lippen des Knaben. Der richtet sich ein klein bißchen in die Höhe und nippt dann ein paar Tropfen! . . . Dann fallen die Augenlider wieder herab, die Nerven verlieren ihre Gespanntheit, sie werden von neuem schlaff, apathisch . . .

Der Vater sitzt vor dem Bette und starrt auf sein Kind . . . Er kann nichts tun, das wurmt ihn mächtig . . . Der Doktor! Aber heute ist Sonntag, da spannt der geplagte Mann auch einmal aus . . . Das arme Kind! . . .

Da durchzuckt ihn eine Vermutung. Vielleicht kommt die Mutter, den Knaben zu holen! Es muß ihr doch auffallen, daß er über die Zeit hinaus bleib! Sie muß doch ängstlich, doch besorgt werden! Aber wird sie von Hause weggehen können? Sie wird zu tun haben . . . Aber vielleicht kommt sie doch! Der Mann hofft es zuerst . . . Dann wird es ihm immer mehr zur Gewißheit. Zuerst erwartet er seine Frau, als hätte sie fest versprochen, den Jungen abzuholen . . .

(Schluß folgt.)

Die Große Berliner Kunstausstellung.

II.

Es war ein guter Gedanke, eine Reihe deutscher Städtebilder zusammenzustellen; man trifft sie in dem sogenannten Ehrensaal. Solche Methode, Bilder nach einem bestimmten Thema

zu sammeln, ist nie ganz ungefährlich; darum nicht, weil leicht das Thema für wichtiger gehalten werden kann, als die Malerei. Es hätte geschehen können, daß man nur Illustration, mehr Photographisches als Künstlerisches zu sehen bekam. Das ist vermieden worden; was wir hier an deutscher Landschaft anschauen, ist mehr als Geographie und Heimatkunde, ist: „ein Stück Natur, gesehen durch ein Temperament“. Da ist Hans Thoma, der sich mit Liebe in die Melodie des vertrauten Vesigheim einfühlte; das war schon 1869, ein sicheres Zeichen dafür, daß der deutschen Malerei die Tradition der Landschaft nie verloren ging. Dieser frühe Thoma und daneben ein gleichfalls sehr frühes Bild von Wilhelm Trübner lassen leicht Entwicklungslinien ziehen rückwärts zu Ludwig Richter, Dahl und Caspar David Friedrich, vorwärts zu der Landschaftsmalerei unserer Tage, zu Kallmorgen, Kaldreuth, Ulrich Hübner. Das will beachtet sein. So sehr wir wissen, was wir dem französischen Impressionismus zu danken haben, so können wir doch getrostes Mutes behaupten, daß niemals, selbst nicht im Schatten Madaris und Piloths die Seele der deutschen Landschaftsmalerei ganz tot war. Wobei man hinter dem scheinbar romantischen Begriff der Seele so etwas verstehen muß wie Erdgeruch, Volksgefühl, Musik der Vögel, der Wasser und der Winde, das Ungefähr des Findens und die Treue der Hingebung. Solche Größe lebt nicht in allen, von denen wir hier deutsche Landschaft gemalt sehen; aber doch in so manchem. Sie lebt in Schönleber, der mit rührender Zärtlichkeit, zuweilen mit einem dramatischen Aufstrichen, die weitgespannten Hügel, die schäumenden, durch den Fels sich freßenden Wasser und die am Ufer hochklettern den Häuschen der oberdeutschen Lande malt. Solche Größe ist nicht so sehr bei Ernst Liebermann zu spüren; dem wird die Landschaft gar so leicht zu einem Ornament, zu einem Spiel der Gegensätze. Er sieht das Mondlicht im Park von Nymphenburg, sieht es als Ringelreih, mehr eiförmig als elementar. Er braucht Effekte, grelle Spiegelungen, Schattenbilder, seltsame Beleuchtungen; er ist mehr geschickter Illustrator als führender Maler. An solchen scheinbar geringen Unterschieden entscheidet sich oft ja immer das Wesen der Kunst. Die Nuance ist alles, sie aufzuspielen, schafft unbändige Vergnügen. Da ist Adolf Hölzel, der Dachau malt, milchig, flimmernd, in weicher Müdigkeit versunken. Daneben hängt Artur Grimm, ein Trübnerschüler, der aus harten, klar hingesehten Pinselstrichen ein Bild von Sädingen aufbaut. Da ist Starbina, der den verwandelten, armfeligigen Drubenhof aus Alt-Hamburg porträtiert, so etwa wie man eine alte Frau mit Kugeln und Schicksalszügen abschreibt. Daneben von dem jungen Lucien Blumer lockre, lustige, aus Farbtupfen zusammenlebende Bilder von Strahburg. Heinrich Werner nutzte Frankfurt am Main für eine nervöse Hieroglyphe; man spürt die Hast unseres Jahrhunderts. Albert Hertel malte um 1840 etwa den Hafen von Düsseldorf mit trodner Behäbigkeit, mit geschulter Sorgfalt und doch mit freudigem Erstaunen. Das waren damals noch naive Zeiten. Kallmorgen ist schon ein ganz Bewußter. Er ist eine Mischung aus vielen. Selbst von den späteren Franzosen hat Kallmorgen gelernt, das zeigt die Art, wie er den Schnee macht, wie er zuweilen eine Farbe aus dem Schwarz lockt. Beinahe ein Franzos; und doch denkt man vor seinen Bildern zuweilen, wenn auch nur einen Augenblick, an Lucas Cranach.

Wir kommen in den großen Saal, in dem zumeist Plastik steht. Es hängen auch einige Bilder darin. Eine nach Quadratmetern zählende Leinwand bemalte Hugo Vogel mit der Prometheus-angelegenheit. Leere und Hilfslosigkeit gähnt uns entgegen; es sind auf diesem Wilde mehr Löcher als Figuren, es fehlt der Rhythmus, der Linienzug, der die Massen zusammenzwingt. Gegenüber hat sich William Bape versucht; sein Objekt war die Budgetkommission. Ein guter Photograph macht so etwas weit besser. (Es scheint doch das Kunstgefühl nicht unbedingt eine Wiegen-gabe des Parlamentes zu sein.) Was nun die Plastiken dieses Saales betrifft, so sieht es damit recht böse aus. Es machen sich zunächst einige Muskelmänner von Franz Meßner bemerkbar; sie sind weit mehr absonderlich gewollt, als kraftvoll gefonnt. Das Gleiche gilt von einer Halluzination, die den Otto Illemann plagte, und die er als Max Klinger deuten möchte: ein grauflüger Nüßelkopfsprang aus dem Stein und dazu eine gefährliche Faust. Das möchte Symbolik sein und Vision des Plutes, ist aber nicht mehr als ausgeblasene Zuderbäckerei. Der Illemann mag es gut meinen; er werde ein bescheidener Schüler Rodins. Das Harmlose gelangt immer eher an das Ziel als das Dämonische; die Brunnenfigur des Lewin Kunde ist eine sehr sympathische Arbeit. Rein auf den Stil gesehen, ist sie zwar nicht ganz klar; das knieende Mädchen zeigt durch das, über den rechten Oberschenkel fallende, den Bewegungswinkel verdeckende Tuch und durch die Art, wie der Kopf dazu benutzt wurde, die vor den erhobenen Armen umspannte Öffnung zu mindern, deutliche Tendenzen zum Relief; das beunruhigt, da offenbar eine Rundplastik angestrebt wurde. Doch finden sich soviel schöne Einzelheiten, doch hat das Ganze eine so weiche Anmut, daß man darüber solche Dissonanzen vergißt. Daneben könnte man noch die Salome von Dammann und den Akt einer Siebzehnjährigen von Ernst Seger erwähnen. Damit wäre dann dieser Saal erschöpft. Um die Plastik im Zusammen-

hang abzutun (ein Morden wars, nicht eine Schlacht zu nennen), stellen wir fest, daß in dem letzten der großen Säle noch ein ganz anständiger Pferdeboß steht, der ein antikes Schema nicht ungefällig nützte. Vielleicht wären auch noch einige Büsten, so die von Hans Everding, der allerlei polychrome Experimente macht, anzukreuzen; aber recht nötig ist das schon nicht mehr. Ganz spazig hingegen sind einige Stüde unter den Holzskulpturen, mit denen zwei kleine Räume gefüllt wurden. Dieses plötzliche Erwachen der Holzplastik ist an sich nicht unbedenklich; es scheint mehr organisiert als organisch. Man wollte mal etwas Neues machen; das läßt sich verstehen, doch wächst so keine reine Kunst. Von den gefälligen Puppen ist der Handwerksbursche des Ignaz Laschner, der allerdings wohl schon an die zehn Jahre alt ist, immer noch die beste Leistung, wihig dem Material angepaßt und ganz aus der Gefühlswelt der Werkstatt gebildet. Es stecken in dem Schnitt des Messers viele Möglichkeiten. Hart und kantig kann es die Körper aus dem Stamm spalten, wie das an den Krugfixen und den auffälligen Passionen der mittelalterlichen Altäre zu sehen ist; er kann auch humorvoll die Fasern und Knorren lebendig machen, daß sie Fräsen schneiden und die verknurrten Wurzelgeister wach werden lassen. Einiges von beiden Arten und schließlich noch von der dritten, die dem Holz seine Wildheit nimmt und es schleift und glättet, ist unter diesen Holzfiguren schon zu finden; aber es überwiegt doch das Unverständnis, das von dem Holz nichts weiß und ebenso gut oder ebenso schlecht Ton oder Marmor behandeln würde.

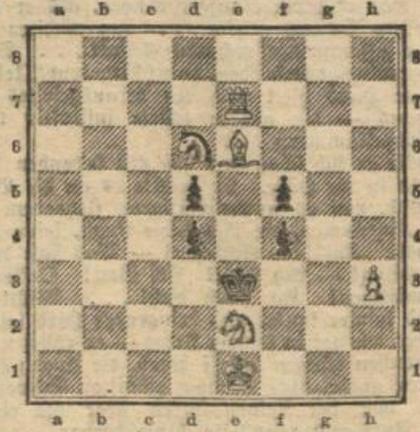
Man hat den Düsseldorfern einen ganzen Saal gegeben; doch treffen wir darin, außer Egen Kampf und etwa noch Gebhardt und Liesegang kaum jemanden, der verbiente, angeschaut zu werden. Den Sonderbund, dem die guten und die modernen Düsseldorfler angehören, hat man leider nicht zugelassen. Dagegen glaubte man, dem Gerhard Janßen zum mindesten ein Kabinett einräumen zu müssen. Warum? Weil er so genialisch die Folgen des Alkohols, die wackelnde Befessenheit, den Schwiemel und das Schnarchen, das Grunzen und Blöken und bergleichen Appetitlichkeiten mehr zu malen weiß. Dagegen läßt sich nur sagen, daß Franz Hals das alles schon weit besser machte. Janßen ist nichts anderes als ein Spärling der Düsseldorfler Historienmalerei; immerhin, es ist ganz spazig, diese rillpenden Miniaturmalereien zu betrachten. Gari Melchers, dem auch ein ganzer Saal, und zwar einer der größten gegeben wurde, ist ein Amerikaner, der durch Holland ging und in Weimar wohnte. Also von vornherein: eine Mischung, die nicht einfacher wird, wenn man sieht, wieviel in diesem Maler von Renoir steckt und wieviel mehr von den eigentlich süßen Franzosen. Aber er hat eine fruchtbarere Faust; er kann sozusagen alles. Das ist immer verhängnisvoll; solche Talente leisten neben sehr guten Arbeiten die heillosen Zerwürfnisse. Gari Melchers hat das Bild eines Fechtlers gemalt, ein Porträt, das durch die Linie und Farbe, durch die Elastizität und die Konzentration an van Dyck denken läßt; allerdings, man kann sich nicht ganz dagegen wehren, vor einem Plakat zu stehen. Diese Plakattigkeit waltet auch über dem großen Bild der holländischen Mädchen, deren eines mit zwei Eimern kokett schreitet, während es doch zugleich dem schweren Erdboden verwandt scheint. Wiederum: man denkt an Liebermanns Rehsiederin und doch zugleich an eine jener nedischen Neklamen für van Houten. Dieser Gari Melchers ist ein großer Köhner, aber ein kleiner Mensch. Er mißbraucht die Natur und drapiert sich aus ihr effektvolle Stillleben zurecht. Der Maler wird bedrängt von dem Tapezier, der sich aus der Madartzeit herüberrettete. Gari Melchers malt ein Abendmahlbild, und man sieht darauf zunächst nichts als die blaugestrichenen Möbel, sieht keine Personen, keinen Vorgang. Das ist unerträglich; man kann kein großes Wollen durch Arabesken erschöpfen, kein Drama durch Witz, nicht das Aufbrechen von Leidenschaften durch bengalische Streichhölzer. Es mangelt ihm die Verantwortlichkeit gegen sich selber; das ist Ursache genug, um den Kritiker hart bis zur Ungerechtigkeit sein zu lassen.

Sehr ähnlich steht es um den Engländer Brangwyn. Der kommt von Rembrandt, ging aber an Herkomer und Tadema nicht blind vorüber. So wurde auch er zwittrig. Das große Bild eines Metalladens, das wir zu sehen bekommen, ist ohne Zweifel die Arbeit eines sehr gewandten und furchtlosen Malers; aber man spürt auch nicht einen Hauch von den Schauern des Zeugens und Gebärens. Das ist dem alles aus dem Handgelenk geflossen, ging ihm aber nicht durch seine Menschlichkeit. Solche Unterschiede wollen gefühlt sein, beweisen lassen sie sich nicht. Aber sie sind da; man betrachte nur Brangwyns Niederungen, deren wir eine Kollektion hier finden, mit irgend einem Blatt des holländischen Dämonenbändigers. Bei dem amerikanisierten Engländer blenden Theaterblitze; man denkt bestenfalls an Reinhardt. Bei Rembrandt quillt aus dem gleichen System (das nun aber kein System mehr ist) das Söhnen Eines, der durch die Hölle ritt, das Sehen Eines, der aus der Dunkelheit nach dem Licht schreit.

Robert Breuer.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin, Blicke.



2+ (60-10L 1)

Nachstehende Partien sind aus dem Pishaner Turnier:

Französisch.

(Mit einem Schönheitspreis gekrönt.)

- | | |
|----------------------|-----------|
| Duras | Spielmann |
| 1. e2-e4 | e7-e6 |
| 2. f2-d4 | d7-d5 |
| 3. Sb1-c3 | Sg8-f6 |
| 4. e4-e5 | ..... |
| Am besten ist e4xd5! | ..... |
| 4. | Sf6-d7 |
| 5. Se3-e2 | ..... |

Von Steinitz herrührend. Auf 5. f2-f4, e7-e5 (5. g5! f?; 6. Se2l, c5; 7. e3! z. läme jedoch in Betracht); 6. Se3-e2 könnte dieselbe Variante entstehen. (Auf die üblichere Spielweise, in 5. f4, e5; 6. d65, Se6! — von Tarrasch — 7. a3 — Pillsbury — bestehend, kann Schwarz sowohl mit 7. f6 — Alapin — als auch mit 7. Lxex5; 8. Dg4, 0-0; 9. Sf3, Lb6! — Zašter — 10. La3, f5; 11. Dh3, Se5 zc. ein gutes Spiel erlangen.)

- | | |
|--|--------|
| 5. | e7-e5 |
| 6. f2-f4! | ..... |
| Wohl am besten. Steinitz setzte mit 6. e3 fort, worauf Schwarz mit 6. f6!; 7. f4, f6!; 8. fe5? (de5!). 8. cd4; 9. cd4, Dh4!; 10. Sg3, Lb4! zc. in Vorteil kommt. | ..... |
| 6. | Sb9-c6 |

Zu Betracht kommt 6. g5! f? 7. e3! h6; 8. Sh3, Tg8 zc. mit äußerst verwickeltem und schwerem Spiel für beide Teile.

- | | |
|--|---------|
| 7. e2-e3 | Dd8-b6 |
| 8. Sg1-f3 | Lf8-e7? |
| Ein wichtiger Tempoverlust. Sofort 8. f6! war am Plage. | ..... |
| 9. g2-g3 | f7-f6 |
| Zu spät. Seht war f7-f6 mehr am Plage, um Tempi zu sparen. | ..... |
| 10. Lf1-h3 | f6-f5 |
| 11. 0-0 | 0-0? |

Gestattet dem Gegner einen gefährlichen Angriff. Durch h7-h5! sollte g3-g1 verhindert werden. Nun kommt Weiß in entscheidenden Vorteil.

- | | |
|------------|--------|
| 12. g3-g4! | g7-g6 |
| 13. g4xf5 | g6xf5 |
| 14. Kgl-h1 | Kg8-h8 |
| 15. Tf1-g1 | Tf8-f7 |

Der Besitz der offenen g-Reihe verbingt dem Anziehenden den Vorteil der größeren Terrainsfreiheit.

- | | |
|---------------------------|--------|
| 16. Sf3-g5 | Le7xg5 |
| 17. Tg1xg5 | c5xd4 |
| 18. Dd1-g1 | Se6-e7 |
| 19. Se2xd4 | Sd7-f8 |
| 20. Lh3-f1 | Le8-d7 |
| 21. Lf1-e2 | Sf8-g6 |
| 22. Dd1-g3 | Ta8-g8 |
| 23. h2-h3 | Se7-c6 |
| 24. Le1-e3 | Se6xd4 |
| 25. Le3xd4 | Db6-a5 |
| 26. a2-a4 | a7-a6 |
| 27. Ta1-g1 | Da5-d8 |
| 28. h2-h4 | Dd8-f8 |
| 29. h4-h5 | Df8-h6 |
| 30. Le2-f3 | ..... |
| SchS 30. Kg2? Jo 30. .... | ..... |
| Sf4! zc. | ..... |

- | | |
|--|---------|
| 30. | Tf7-g7 |
| 31. Dg3-h2 | Sg6-e7 |
| 32. Ld4-c5 | Se7-c6 |
| 33. Dh2-h4 | Tg7-g6 |
| 34. Tg1-g2 | Ld7-e8 |
| 35. h3-h4 | b7-b5 |
| 36. a4xb5 | a6xb5 |
| 37. Kh1-h2 | ..... |
| Es droht Kh3, Tgg7!; Lf8! zc. Dies erzwingt den Abtausch auf g5. | ..... |
| 37. | Tg6xg5 |
| 38. f4xg5 | Dh6-g7 |
| 39. Dh4-f4! | Se6xe5? |

Dies sollte unterlassen werden, allerdings nur wie die schöne Fortsetzung des Anziehenden es lehrt.

- | | |
|--------------------|--------|
| 40. Le5-d4 | Se5xf4 |
| 41. Df4xf3 | e6-e5 |
| 42. h5-h6 | Dg7-e7 |
| Auf Dc7 folgt Dd1! | ..... |
| 43. Tg2-e2 | Tg8xg5 |
| 44. Te2xe5 | De7-d6 |
| 45. Df8-g3!! | ..... |

Diese Pointe der ganzen Kombination ist eben preisgekront worden. Deren Sinn besteht nur in der Sicherstellung des eigenen Königs.

- | | |
|---|-------------|
| 45. | Dd6xb6? |
| 46. Dg3-h3 | Dh6-d6 |
| 47. Kh2-h1! | Aufgegeben. |
| (47. Kg8! 48. TxLf7, Kf7; 49. Th8 zc.) | ..... |

Hier Springerispiel. 1. e2-e4 (E. Cošn), 1. e7-e5 (Zöhner); 2. Sg1-f3, Sb8-c6; 3. Sb1-c3, Sg8-f6; 4. Lf1-b5, Lf8-b4; 5. 0-0, 0-0; 6. d2-d3, d7-d6; 7. Le1-g5, Se6-e7; 8. Sf3-h4, c7-c6; 9. Lb5-c4, Se7-g6; 10. Sh4xg6, L7xg6; 11. f2-f4, Dd8-bf7; 12. Kgl-h1, Sf6-g4 (vorsichtiger Sh7); 13. Dd1-f3, Lb4xc3; 14. h2xc3, Sg4-e3; 15. f4-f5!, Se3xc4! 16. f5-f6!, g7xf6! 17. Df3xf6, (17. Lxf6, De3!) 17. Db6-d8? (Unbegründete Angst. 17. Kh7 reichte aus); 18. Df3-d4, Le6; 19. Tab1, Dc7; 20. Df2-f5 zc.); 18. Df6xd8, Tf8xd8; 19. Lg5xd8, Sc4-e3; 20. Tf1-f3, Se3xc2; 21. Ta1-c1, Se2-a3; 22. Ld8-e7, Le8-e6; 23. c3-c4! Schwarz kann den Springer nicht retten und gab auf.